

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Freda Warrington

Dracula

Der Untote kehrt zurück

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2016

ANMERKUNG

Vor sieben Jahren gingen wir alle durch das Höllenfeuer; doch das Glück, das einigen von uns seit damals zuteil wurde, wiegt, so meinen wir, den Schmerz wohl auf, den wir erlitten. Mina und mir ist es eine besondere Freude, daß der Geburtstag unseres Jungen an demselben Tag gefeiert wird, an dem Quincey Morris starb. Seine Mutter glaubt insgeheim, wie ich weiß, daß einiges von dem Geist unseres tapferen Freundes auf ihn übergegangen ist. Die Reihe seiner Namen führt unsere ganze Schar ein letztes Mal zusammen; doch wir nennen ihn nur Quincey.

Im Sommer dieses Jahres sind wir noch einmal nach Transsylvanien gereist und haben den Schauplatz von einst betreten, der für uns so voller lebhafter und schrecklicher Erinnerungen war und immer noch ist. Und doch mochten wir kaum glauben, daß sich die Dinge, die wir mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hatten, wirklich und wahrhaftig zugetragen haben. Alle Spuren des damaligen Geschehens waren ausgelöscht. Das Schloß stand noch da wie zuvor, hochaufragend über wüster Einöde.

Als wir wieder nach Hause kamen, sprachen wir über die Vergangenheit – auf die wir alle frei von Verzweiflung zurückschauen konnten, denn Godalming und Seward sind nun beide glücklich verheiratet. Ich holte die Papiere aus dem Tresor, in dem sie seit unserer Rückkehr vor so langer Zeit ruhten. Wir waren selbst erstaunt, daß sich in der ganzen Fülle des Materials, aus dem sich der Bericht zusammensetzt, kaum ein urschriftliches Dokument befindet; nur eine Vielzahl von maschinengeschriebenen Blättern, mit Ausnahme

der später entstandenen Notizen von Mina und Seward und mir selbst sowie Van Helsing's Aufzeichnungen. Wir können kaum, selbst wenn wir es wollten, von jemandem erwarten, daß er diese Papiere als Belege für eine derart abenteuerliche Geschichte gelten läßt. Van Helsing sprach es klar und deutlich aus, als er unseren Jungen auf den Knien schaukelte und dabei erklärte:

»Wir brauchen keine Belege; wir erwarten von niemandem, daß er uns Glauben schenkt! Dieser Junge hier wird eines Tages wissen, was für eine tapfere und mutige Frau seine Mutter ist. Ihre Freundlichkeit und ihre liebevolle Fürsorge hat er bereits kennengelernt; später wird er begreifen, warum manch ein Mann sie so liebte, daß er um ihretwillen viel gewagt hat.«

Jonathan Harker
aus *Dracula* von Bram Stoker

ANMERKUNG

Einige Unterlagen im hierauf folgenden Bericht sind erst beträchtliche Zeit nach den in ihnen beschriebenen Ereignissen in unsere Hände gelangt. Dennoch habe ich sie in meine mit der Schreibmaschine erstellte Abschrift aufgenommen, und zwar in möglichst chronologischer Reihenfolge. So waren wir in der Lage, Stück für Stück zusammensetzen, was geschehen war, und – wenn auch leider zu spät – zu begreifen, wie sich so bald schon, nachdem mein Mann sein Postskriptum zu unseren grauenvollen Erlebnissen niedergeschrieben hatte, das Unheil sammeln und erneut über uns hereinbrechen konnte.

Mina Harker

ERSTES KAPITEL

JONATHAN HARKERS TAGEBUCH

22. Juni

Van Helsing hat eine Reise nach Transsylvanien vorgeschlagen. Allein schon der Gedanke daran erschüttert mich derart, daß ich mich in mein Arbeitszimmer zurückgezogen habe, um sein Ansinnen gründlich zu überdenken; um zu sehen, ob mir eine Entscheidung in der Angelegenheit leichter fällt, wenn ich meine Überlegungen in mein Tagebuch niederschreibe.

Seit unserer letzten Reise und seitdem wir das Ungeheuer, den Grafen Dracula, vernichtet haben, sind nun beinahe sieben Jahre vergangen. Da ist etwas Bedeutungsvolles, fast Magisches um diese Zahl sieben; es scheint ein äußerst belangreicher Jahrestag zu sein, der zufällig auch noch mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts zusammentrifft. Es ist wie das Überschreiten einer symbolischen Brücke. Völlig jenseits jeglicher Vernunft, und doch von solch ungemein zwingender Kraft, wie Van Helsing sagt. So jedenfalls erklärt er die Tatsache, daß wir seit einigen Monaten in Gedanken immer wieder bei den sieben Jahre zurückliegenden Ereignissen verweilen.

Während ich in meinem Arbeitszimmer sitze und durch das Gewirr rosafarbener Kletterrosen hindurch, das unter dem Fenster hochrankt, in den Garten schaue, muß ich einfach an unser beider Glück denken, das eingezogen ist, seit Mina und ich hier in Exeter leben, in dem Haus meines lieben verstor-

benen Freundes Mr. Hawkins, der mir nicht nur väterlicher Freund und Mentor, sondern auch ein gütiger Arbeitgeber war. Wir vermissen ihn noch immer, und es erscheint uns ganz und gar angemessen, daß wir sein Heim zu dem unseren gemacht haben. Das hatte er sich gewünscht. Mina und ich haben allen Grund, zufrieden zu sein (einziger Anlaß zur Betrübniß sind nur die häufigen Krankheiten unseres Jungen). Doch weshalb sucht mich Dracula seit kurzem in Erinnerungen und Alpträumen heim?

Mina glaubt, wie ich weiß, daß ich seit meinem Martyrium auf Schloß Dracula nie mehr ganz der alte war. Ich habe mein Glück gefunden; ich dachte, die Geister würden nun für immer schlummern. Doch in den vergangenen Monaten bin ich mehrfach schwitzend und zitternd aus drückenden Träumen aufgeschreckt, Träumen von beklemmender Dunkelheit, in denen mir staubbedeckte Spinnweben und boshafte scharlachrote Augen erschienen.

Van Helsing sagt, es sei vollkommen natürlich, daß man schmerzliche Erinnerungen eine Zeitlang aus dem Bewußtsein verdrängt, um dann um so heftiger von ihrem plötzlichen Auftauchen überfallen zu werden. In mir lauert immer noch heimlich die entsetzliche Angst, daß das Ungeheuer nicht wirklich vernichtet ist; daß die Zeit unserer Erinnerung einen Streich gespielt hat. Die Lösung des guten Professors ist drastisch. »Eine Reise zurück an den Schauplatz von einst wird einen doppelten Zweck erfüllen«, erklärte er. »Erstens werden wir uns davon überzeugen, daß das Böse in der Tat gänzlich vernichtet wurde, so daß wir unsere kranken Vorstellungen mit gesunder Realität austreiben können. Zweitens sollten wir einen christlichen Ritus an dem Platz vollziehen, um ihn zu segnen und so sicherzustellen, daß – um des Landes willen, um Draculas willen und ebenso um unseretwillen – der Schlupfwinkel des Ungeheuers gereinigt wird und seine elende Seele wahrhaft Frieden findet. Zu dem

Zweck müssen alle, die von unserer kleinen Schar überlebt haben, dorthin reisen; das heißt Mina und Jonathan, Lord Godalming, Dr. Seward und ich selbst.«

Ich gebe zu, ich will nicht reisen. Schon der Gedanke daran erfüllt mich mit Panik. Doch Mina ist derselben Meinung wie Van Helsing, obgleich es bedeutet, daß sie für die Dauer mehrerer Wochen von Quincey getrennt sein wird. Wenn sie glaubt, das Ganze sei wichtig genug, um den Jungen allein zu lassen, kann ich dem nichts entgegensetzen.

Nun denn, ich habe meine Entscheidung getroffen. Wir müssen reisen; ich muß meinen Ängsten gegenüberreten. Und dennoch habe ich schwerste Bedenken. Bei dem bloßen Gedanken an Transsylvanien umgeben mich düstere, schwere Wolken, und in kaltem Entsetzen versucht mein Herz, aus meiner Brust zu fliehen. Schnell einen Schluck Brandy. Gott stehe mir bei, auf daß es mir gelingt, diese Ängste vor Mina zu verbergen!

Bemerkung am Rande: Ich muß Joseph bitten, die Rosen vor dem Fenster wegzuschneiden. Sie sind schon längst verblüht, verdecken die Aussicht, und ihre Dornen kratzen am Fenster entlang. Wenn man sie nicht beschneidet, dann werden sie, so meine ich, das ganze Haus ersticken.

BRIEF VON MINA HARKER AN QUINCEY HARKER

Budapest, 14. Juli

Mein liebster Quincey,
hast Du unseren gestrigen Brief erhalten? Den haben wir geschrieben, als wir Wien mit dem Zug verließen, doch inzwischen sind wir in Budapest eingetroffen, und die Stadt ist wunderschön. Die Städte, so sollte ich wohl sagen, denn die Donau trennt die beiden Teile. Wir haben es Dir vor unserer Abreise auf der Karte gezeigt, weißt Du noch? Papa und ich

sind an prachtvollen Bauwerken jeder nur denkbaren Stilrichtung vorbeispaziert. Ich wünschte, Du könntest bei uns sein. Überall gibt es herrliche Brunnen, die Dir sehr gefallen würden. Eines Tages, wenn Du erst älter und kräftiger bist, wirst Du uns auf unseren Reisen begleiten, das verspreche ich Dir.

Wir werden zwei Tage in der Stadt bleiben und dann nach Südosten zu den Bergen Transsylvaniens weiterreisen. Dann wird es wieder Zeit, uns auf den Heimweg zu machen. So angenehm das Reisen auch sein mag, so werde ich es doch weit aufregender finden, Dich endlich wiederzusehen!

Ich hoffe, Du fühlst Dich etwas kräftiger und ist tüchtig. Die frische Sommerluft ist gut für Dich, also nutze das ordentlich aus – achte nur darauf, daß es Dir nicht zuviel wird und daß Du Dir keine Erkältung holst. Sei lieb zu Mrs. Seward und Deiner Kinderfrau. Papa und Deine Onkel Arthur, John und Abraham senden Dir alles Liebe und viele Küsse – so wie ich natürlich auch. Morgen werde ich Dir wieder schreiben – bis dahin

Deine Dich liebende
Mama.

MINA HARKERS TAGEBUCH

18. Juli

Was für ein merkwürdiges Gefühl, noch einmal auf die Reise zu gehen, auf die sich Jonathan vor über sieben Jahren begeben hatte, eine Reise, die auch ich dann einige Monate darauf – unter solch entsetzlichen Umständen, aber mit solch treuen Freunden! – antrat. Mit dem Zug nach München, dann weiter nach Wien und Budapest. Zusammen mit Jonathan und mir ist unsere ganze Schar unterwegs: Abraham Van Helsing, Dr. Seward, Lord Godalming. Unsere ganze

Schar, mit Ausnahme allerdings von Quincey Morris, dem tapferen Freund, der sein Leben gab, um uns zu retten. Im Geiste ist auch er bei uns, dessen bin ich mir sicher.

Diesmal haben wir Zeit, uns ein wenig umzuschauen, und Budapest ist wirklich herrlich, eine eklektische Mischung gotischer, barocker und klassizistischer Architektur, und allerorten bahnt sich das Wasser seinen Weg in Gestalt von Brunnen, Quellen und heißen Thermen. Wir wollen zwei Tage bleiben und übernachten bei Professor André Kovacs von der Pester Universität, einem Freund Van Helsings. In gewisser Weise wäre es mir lieber, wir könnten unsere Reise fortsetzen, so ermüdend das auch sein würde, statt sie wegen gesellschaftlicher Verpflichtungen zu unterbrechen. Nicht, daß ich mich ungesellig fühle, doch ich wünsche mir von Herzen, wir könnten diese Reise so schnell wie möglich beenden. Die Vergangenheit sowie der Gedanke daran, daß wir an den Schauplatz zurückkehren, an dem sich die Ereignisse damals zutrugen, werfen einen Schatten auf mein Herz. Ganz gleich, wie oft ich mir auch sage, daß alles vorbei ist und es nichts zu fürchten gibt, so will es mir doch nicht gelingen, diesen Schatten zu vertreiben!

Ich sitze in einem luftigen Zimmer, das einen herrlichen Blick auf die Donau gewährt. Professor Kovacs, ein Junggeselle, ist ein ganz reizender Mann, groß, voller Energie und hochintelligent. Seine Gesichtszüge sind recht markant und etwas grob, doch sein gefälliges Lächeln und die braunen Augen lassen auf ein freundliches Wesen schließen. Er hat den prächtigsten Schopf silbergrauen Haars! Er bewohnt dieses Haus zusammen mit seinem verwitweten Bruder Emil und seiner Nichte Elena. Der Bruder gefällt mir weniger gut, wenn ich auch weiß, daß man nicht nach dem ersten Eindruck gehen sollte. Er ist durchaus höflich, scheint aber ständig über alles die Stirn zu runzeln und mit allem unzufrieden zu sein. Er ist Künstler. Vielleicht sollten wir sein wenig ent-

gegenkommendes Benehmen mit seinem künstlerischen Naturell entschuldigen! Seine Tochter Elena wenigstens scheint davon verschont zu sein. Sie ist achtzehn Jahre alt und ein ganz bezauberndes Mädchen, ruhig, sittsam und zurückhaltend. Wenn überhaupt, dann fehlt es ihr etwas an Elan.

Sie haben noch einen weiteren Gast, einen munteren, blonden jungen Mann namens Miklos. Er ist einer der Studenten des Professors und macht, so habe ich den Eindruck, Elena den Hof. Professor Kovacs behandelt ihn wie seinen eigenen Sohn.

Den eigentlichen Grund unserer Reise nach Transsylvanien haben wir nicht genannt. Ich glaube, Van Helsing hat unseren Gastgeber erzählt, daß wir uns einfach auf einer Vergnügungsreise befinden. Ich sage nicht gern die Unwahrheit, und das wäre ein weiterer Grund, unverzüglich und ungestört weiterzureisen. Doch ich darf bei den anderen nicht den Eindruck erwecken, als sei ich undankbar angesichts dieser warmherzigen ungarischen Gastfreundschaft!

Jetzt ruft man uns zum Abendessen. Ich werde so bald wie möglich fortfahren.

19. Juli

Unsere Pläne haben sich geändert. Das wird uns weiter keine Unannehmlichkeiten bereiten, außer daß wir während unserer Weiterreise über gewisse Dinge nicht mehr in aller Offenheit reden können – aber das ist vielleicht auch ganz gut so. So werden wir die Reise als weniger belastend empfinden.

Beim Essen gestern abend erzählte Emil von seiner Absicht, mit seiner Tochter nach Transsylvanien zu fahren, um eine Serie von Landschaftsbildern zu malen. Professor Kovacs machte einen Witz darüber. »Die Bauern von Transsylvanien kommen nach Budapest, um Arbeit zu suchen«, sagte er, »während die Budapester Künstler scharenweise nach Transsylvanien fahren, um dort zu malen!«

Van Helsing lachte. »Soll das etwa ein gerechter Austausch sein?«

Emil sagte, er kenne eine Szekler Bauernfamilie, bei der er bereits zweimal den Sommer über gewohnt habe, als er in der Gegend malen wollte. Ihr Hof, so erzählte er weiter, liege am Rand eines Dorfes hinter Bistritz, ganz in der Nähe des Borgopasses. Während er noch sprach, sah Jonathan mich an, und wir schlossen eine Art stiller, gegenseitiger Übereinkunft dahingehend, daß wir nichts sagen wollten. Da rief allerdings schon Van Helsing: »Aber genau das wollen wir ja auch; ich meine, die Karpaten vom Borgopaß aus erkunden!« Sofort erwiderte Emil: »Dann sollten wir doch gemeinsam fahren. Elena und ich könnten mit Ihnen aufbrechen; denn eine feste Ankunftszeit haben wir nicht vereinbart; die Familie freut sich immer, wenn sie uns bei sich aufnehmen kann. Übrigens werden Sie einfach mit uns auf dem Hof wohnen!« »Aber das ist ja hervorragend!« sagte Van Helsing. »Das wird unsere Expedition erleichtern, wenn wir die Strecke von Bistritz bis in das Gebirge nicht an einem einzigen Tag zurücklegen müssen.«

Ich sagte: »Vorausgesetzt natürlich, es bereitet den Bauern keine allzu große Mühe.« Emils plötzlich ausbrechende Freundlichkeit nahm mich sehr für ihn ein, und ich dachte schon, ich hätte sein griesgrämiges Verhalten womöglich doch falsch eingeschätzt.

»Das wird überhaupt keine Mühe bereiten«, sagte er. »Sie freuen sich immer über Besucher. Die Gastfreundschaft der Transsylvanier Fremden gegenüber ist weithin berühmt.«

»Ja, wirklich«, antwortete ich. »Im übrigen wird es ja nur für sehr kurze Zeit sein, zwei oder drei Nächte höchstens.«

So ist nun alles beschlossen. Emil und seine Tochter werden sich unserer kleinen Gruppe hinzugesellen, und wir werden sie mit ihren Staffeleien und Farben auf dem Bauernhof absetzen und sie dann später dort zurücklassen, wenn wir uns

wieder auf den Heimweg machen. Ach, wie ich mich schon darauf freue! Ich vermisse unseren Jungen so sehr. Jetzt muß ich aufhören und ihm schreiben. Jonathan und ich machen uns zum Zubettgehen fertig. Wir haben Van Helsing mit Professor Kovacs allein gelassen, höchstwahrscheinlich werden sie sich jetzt bis spät in die Nacht unterhalten und sich über die während mehrerer Jahre erworbenen wissenschaftlichen Erkenntnisse austauschen. Kovacs ist Historiker und sehr an Volkskunde interessiert ... Ich wünschte – ach, was für ein verachtenswerter Gedanke –, ich könnte ihre Unterhaltung belauschen! Zuweilen glaube ich, daß Van Helsing ein wenig unbesonnen ist, und es würde mich keineswegs verwundern, wenn er seinem Freund von unseren Erlebnissen mit dem Grafen Dracula erzählte.

21. Juli

Ich schreibe auf dem Weg nach Bistritz im Zug, der unendlich langsam zu sein scheint, obwohl die Landschaft, durch die wir fahren, wirklich malerisch ist. Die vergangene Nacht haben wir in Klausenburg verbracht, von wo aus ich Quincy schrieb, um ihm von den Türmen, den Kuppeln, den mit roten Ziegeln gedeckten Häusern und den Storchennestern zu berichten. Und von unserem merkwürdigen Hotel; eine Flügeltür führte durch einen Gewölbegang hindurch auf einen Hof mit vielen Sträuchern, von dem aus sich eine Treppe zu den hölzernen Galerien hinaufwand, die an den Reihen der Schlafzimmer entlangliefen. Die Zimmer waren hinreichend sauber, aber, wie Jonathan meinte, längst nicht so gut wie in dem Hotel, in dem er beim letzten Mal untergekommen war. Er wollte in einem anderen Hotel wohnen, weil ihn niemand von damals erkennen sollte. Die Leute hier sind freundlich, aber derart neugierig und abergläubisch! Ich verstehe, weshalb er vermeiden möchte, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das alles machte mir nichts aus, doch der

weitläufige Hof und die düsteren Galerien wirkten höchst unheimlich. Einmal erblickte ich, als ich den Hof überquerte, in einer Mauernische eine winzige Zigeunerin, ganz braun und knorrig in ihren mannigfaltigen Lagen schmuddeliger Kleidung und mit einem schwarzen Haarknoten auf dem Kopf. Sie machte ein Zeichen gegen den bösen Blick in meine Richtung und sagte etwas auf rumänisch, das ich nur zum Teil verstand. »Sein Blut und deines«, oder so ähnlich. Ich kann es nicht erklären, aber ihr wilder Blick und ihre Worte jagten mir einen kalten Schauer durch den Körper. Doch als ich Jonathan am Ärmel zog, um ihn auf die Zigeunerin aufmerksam zu machen, war sie verschwunden! Ob sie ein Gespenst gewesen oder einfach nur davongeschlichen war, vermochte ich nicht zu sagen. Allein schon der Gedanke daran läßt mich erschauern. Ich war heilfroh, als wir diesen Ort hinter uns lassen konnten!

Während der Reise habe ich mich ein wenig mit Elena unterhalten. Sie ist schüchtern, taut aber mir gegenüber auf, je besser wir uns kennenlernen. Ihr Englisch ist ausgezeichnet, ihr Deutsch so gut, daß es mich beschämt – und mein Ungarisch ist natürlich praktisch nicht vorhanden, weshalb sie also solchen Respekt vor mir hat, begreife ich wirklich nicht! Sie hat mich gefragt, was ich schreibe, und ich habe ihr erzählt, daß ich ständig Tagebuch führe, ganz gleich wie ereignislos unser häusliches Leben zuweilen auch verlaufen mag (ich muß gestehen, für diese stillen Momente danke ich Gott).

Ich glaube, ich bin ein Gewohnheitsmensch. Im übrigen hatte ich beschlossen, daß das Ende jener grauenvollen Ereignisse nicht auch das Ende meiner Tagebucheintragungen bedeuten sollte. Da ist Quinceys launische Gesundheit, die genügend Dramatik bietet, und selbstverständlich noch Jonathans Arbeit bei Hawkins & Harker.

Ich vermisse Quincey ganz schrecklich, obwohl ich natürlich weiß, daß er in der liebevollen Fürsorge von Mrs. Seward,

von Mary und seiner Kinderfrau gut aufgehoben ist. Seit wir England verlassen haben, habe ich ihm täglich geschrieben. Er kann recht gut lesen und ist schon ein richtiger kleiner Mann, wie ich Elena gerade erzählt habe! Ich habe ihn immer wieder zum Lesen angehalten. Das wenigstens wird ihn im Leben reichlich dafür entschädigen, daß er nicht so kräftig ist wie seine Altersgenossen.

Aber das will ich jetzt nicht weiter ausführen. Höchst merkwürdig, wie ich bereits sagte, daß mir diese Reise so vertraut und dennoch so ganz anders vorkommt. Um diese Jahreszeit ist es warm, und alles blüht üppig, und ganz ohne die Dringlichkeit, die damals so auf uns lastete, setzen wir unsere Reise fort. Diesmal haben wir die Muße, uns an den sanften grünen Anhöhen Zentraltranssylvaniens zu erfreuen. Es gibt langgezogene, sacht ansteigende Hügel, und dort weiden braune und weiße Schafe auf den grasbewachsenen Hängen, die sich direkt bis in den Himmel hinaufzuziehen scheinen. Wir kamen an einer großen Mühle vorbei, vor der Pferde und Esel standen, die die Köpfe tief in ihren Futtersäcken vergraben hatten und darauf warteten, daß ihre Lasten gemahlen wurden. Auch sahen wir viele von Ochsen und Büffeln gezogene Karren, während sich der Zug seinen Weg durch dichte Buchenwälder und fruchtbare Täler hindurch bahnte, Täler, in die sich Dörfer und ihre mit roten Ziegeln gedeckten Häuser und ockerfarbenen Kirchen schmiegen. Die Häuser sind wunderhübsch mit ihren Stuckverzierungen unterhalb der Dachtraufen, mit ihren Säulen und den gußeisernen Balkonen. Die Schäfer – die knöchellange Fellmäntel tragen und wild aussehende weiße Hunde mit stachelbewehrten Halsbändern bei sich haben – genießen hier in der Gegend hohes Ansehen, wie Emil uns erzählt. So vieles fällt mir auf, was mir beim letzten Mal entgangen war! Ich weiß noch, daß ich in dem Augenblick dachte, was für ein Vergnügen es sein müßte, all die Wunder dieses herrlichen wilden Landes ein

für allemal im Gedächtnis zu behalten. Jonathan scheint sich wohl zu fühlen, doch zuweilen ist er sehr still, und Furchen durchziehen sein liebes Gesicht. Da weiß ich dann, daß er wieder an die Vergangenheit denkt. Auch Dr. Seward schaut oft düster drein, doch Van Helsing ist voller Energie und guter Dinge und erinnert uns daran, daß die Vergangenheit hinter uns liegt, daß wir triumphiert haben und daß wir deshalb unseren Weg leichten Herzens zurücklegen müssen.

Gleichwohl fühle ich mich um so ängstlicher, je näher wir Schloß Dracula kommen. Und dennoch empfinde ich auch eine merkwürdige Vorfriede, denn ich weiß, daß uns dort nichts mehr ein Leid antun kann. Auf jeden Fall muß ich fröhlich sein. Jonathan grübelt schon genug für uns beide, und es ist meine Aufgabe, stark für ihn zu sein.

Wir treffen gleich in Bistritz ein. Sobald wir in unserem Hotel sind, werden sich Dr. Seward und Lord Godalming um eine Pferdeokutsche kümmern, die uns zu Emils Freunden und deren Hof an den Ausläufern der Karpaten bringen wird. So wird die letzte Etappe unserer Reise weniger beschwerlich sein und sich, so hoffen wir, an einem Tag zurücklegen lassen. Das nimmt mir einige meiner Bedenken, besonders was Van Helsing betrifft, der trotz seines Löwenmutes kein junger Mann mehr ist und schnell ermüdet.

22. Juli

Heute sind wir von Bistritz aus auf den Bauernhof gefahren, und Jonathan, Dr. Seward und Lord Godalming haben sich auf dem Kutschbock abgewechselt. Unser Weg schlängelte sich durch hügeliges Ackerland, und allmählich kamen die fichtenbewachsenen Ausläufer des Gebirges immer näher, und dahinter zeigten sich am Horizont die kahlen, wolkenumkränzten Gipfel. Die Dörfer bestehen aus langen Reihen einstöckiger Häuser aus Holz und Stein oder Ziegeln, gußeiserne Tore führen zu sauberen Höfen mit kegelförmigen

Heuhaufen, die um Pfosten herum aufgeschichtet sind. Fruchtbar wirkt das ganze Land mit üppig blühenden Obstbäumen: Apfel- und Pflaumenbäume, Birnen-, Aprikosen- und Kirschbäume.

Der Bauernhof liegt verborgen am äußersten Ende des Dorfes hinter einem üppig sprießenden Birkenwäldchen, in dem das Laub und die silbrigen Stämme sacht schimmerten. Beim Näherkommen gaben die Bäume den Blick frei, und wir sahen den prachtvollen gewölbten Torweg, der zu dem Hof führte. Als Lord Godalming die Pferde zum Stehen brachte, drängte sofort eine ganze Gruppe von Menschen heran, um uns willkommen zu heißen; Frauen und Mädchen in gestreiften Schürzen, weiten Röcken und Miedern aus Schaffell, Männer in grobwoollenen Hosen und Jacken und in Rindslederstiefeln. Einige kümmerten sich um unsere Kutsche, andere führten uns in den Hof hinein. Hier erblickten wir noch mehr Heuhaufen, Weinreben rankten an Spalieren hoch, Schweine wühlten mit der Schnauze auf dem Boden, es gab einen eingefriedeten Auslauf für Gänse und Hühner, während die Küken frei umherliefen. Das Gebäude selbst ist ein wunderschönes altes Holzhaus mit herrlichen, mit Schnitzereien verzierten Säulen und schmalen Balkonen unter dem Dach. Doch erscheint das Haus beinahe winzig im Vergleich zu der riesigen Scheune mit den Flügeltüren, die sich in unmittelbarer Nähe des Wohngebäudes befindet. Hinter dem Bauernhof und hinter den dazugehörigen Obstgärten und Weiden zieht sich eine bewaldete Hügelkette entlang, wo es, wie Emil uns erzählt, von Wölfen nur so wimmelt. Der Anblick dieser steilen, düsteren Anhöhe erinnert mich daran, daß wir es gar nicht mehr weit haben. Bei dem Gedanken geht mir ein Schauer durch und durch.

Der Bauer ist ein hochgewachsener Mann mit üppigem schwarzem Schnurrbart, seine Frau eine rundliche, fröhliche Seele mit geröteten Wangen und schwarzem Haar. Mit vie-

len Worten in gebrochenem Deutsch und mit Zeichensprache hießen sie uns herzlich willkommen. Überwältigend freundlich begrüßten sie Emil und Elena, als gehörten die beiden zur Familie und seien nach langer Abwesenheit zurückgekehrt! Dr. Van Helsing erklärte, daß wir lediglich für zwei Nächte Unterkunft wünschten. Ich glaube, sie hätten uns gern den ganzen Sommer über beherbergt, so gastfreundlich waren sie! Sich diesem ländlichen Leben ein oder zwei Monate lang zu überlassen müßte sehr angenehm sein, hätte ich es nicht so eilig, Quincey wiederzusehen.

Unsere Gastgeber haben sieben fast schon erwachsene Kinder, drei Töchter und vier Söhne, allesamt kräftig, schlichten Gemüts und abergläubisch wie ihre Eltern. Nicht, daß ich mich jemals über ihren Aberglauben lustig machen würde! Emil scheint in ihrer Gesellschaft lebhafter, als ich ihn je mit seinem Bruder oder mit uns erlebt habe, doch Elena fühlt sich – obgleich sie stets lächelt und ehrerbietig ist – offensichtlich unbehaglich. Möglicherweise gefällt ihr das Stadtleben besser, doch ich ahne, daß ihr Vater ihr in dieser Angelegenheit keine Mitsprache einräumt. Heute abend will ich versuchen, ihr Vertrauen zu gewinnen.

Untergebracht sind wir in einem höchst ansprechenden Zimmer, schlicht und sauber, mit Blick auf Apfel- und Kirschbäume und grüne Weiden. Ich höre die Vögel zwitschern und die Glocken der Schafe bimmeln. All das wirkt so gemütlich und angenehm, welch ein Gegensatz zu unserer letzten Reise! Wir werden zum Abendessen gerufen.

Später

Jonathan schläft schon, doch ich bin hellwach. Schließlich hatte ich doch noch eine lange Unterredung mit Elena! Die Familie hat ein üppiges Mahl aufgetragen, und wir haben tüchtig zugegriffen. Anschließend unternahm Emil einen kleinen Spaziergang, um günstige Plätze zum Malen zu su-

chen, und all unsere Männer haben ihn begleitet. Die Frauen waren in der Küche beschäftigt, und so saßen Elena und ich allein am Kamin in einem winzigen Wohnzimmer, in dem holzgeschnitzte Krüge an den Wänden hingen und viele bestickte Kissen auf den Sitzbänken verstreut lagen. Sie ist eine sehr hübsche junge Frau, hat ein reizendes ovales Gesicht, einen rosigen, strahlenden Teint, weiches dunkles Haar und braune Augen und sehr dunkle, dichte Brauen und Wimpern. Sie ist schlank, aber nicht sehr groß, und so vermittelt ihre Gestalt den gefälligen Eindruck von Kompaktheit gepaart mit Anmut.

Ich tat mein möglichstes, um ihr die Befangenheit zu nehmen. Wir beide, Jonathan und ich, wissen, was es heißt, für andere zu arbeiten und anderen zu dienen, und so sind wir frei von aller vornehmen Geziertheit. Ich machte eine Bemerkung hinsichtlich ihres ausgezeichneten Englisch. Auf ihren Wangen zeigten sich Grübchen, und ihre Augen strahlten, als sie erwiderte: »Ach, Madame Harker, mein Onkel André hat von Anfang an darauf bestanden, daß ich mehrere Sprachen fließend beherrsche. Doch mein Vater sieht es gar nicht so gern, daß ich englisch spreche. Ich hoffe, Sie verzeihen mir meine Unhöflichkeit, aber genau das ist der Grund dafür, daß ich so wenig mit Ihnen gesprochen habe. Und dabei wollte ich das so sehr!«

»Aber was sollte es Ihrem Vater ausmachen, daß Sie englisch sprechen?«

Sie senkte ihre schweren Lider, und ihre Wimpern warfen lange, halbmondförmige schwarze Schatten auf ihren Wangen. »Ach, er hat etwas dagegen, daß ich zuviel lerne oder weiß. Er meint, Bildung sei nichts für Frauen.« Sie schaute auf und sprach mit plötzlicher Leidenschaft. »Ich glaube, Sie könnten mir so viel beibringen! Und wir haben so wenig Zeit! Wenn ich Sie nur morgen auf Ihrer Reise begleiten könnte, dann könnten wir uns den ganzen Tag unterhalten!«

Wie sehr widerstrebte es mir doch, ihr das abzuschlagen! Die Wahrheit zu verschweigen belastet mich sehr. So zu tun, als seien wir hier aus reiner Neugierde und ausschließlich zu unserem Vergnügen, wo doch der wahre Grund so entsetzlich ist! So sanft wie möglich schlug ich ihr ihre Bitte ab, und sie nahm es gelassen hin. Doch sie hat eine gute Beobachtungsgabe. Zögerlich sagte sie in ihrem so hübsch betonten Englisch: »Verzeihen Sie mir, wenn ich das sage, Madame Harker, aber Sie wirken sehr erschöpft und so traurig, als laste ein Schatten auf Ihnen.«

Ich sagte nicht die Unwahrheit, als ich antwortete: »Ich vermisse meinen Sohn.«

»Quincey«, sagte sie und lächelte. »Ist das ein geläufiger englischer Name?«

»In Amerika ist er eher verbreitet«, erwiderte ich. »So hieß ein ganz besonders lieber amerikanischer Freund von uns, der tapfer und unerschrocken starb.«

»Das tut mir leid. Wie alt ist Ihr Junge?«

»Er wird sechs im November.« Ich öffnete mein Medaillon und zeigte ihr eine Fotografie von Quincey. Mir fiel auf, daß Elenas Hände recht groß, die Finger lang und wohlgeformt waren.

»Ach, das ist aber ein hübscher, kräftiger Bursche!«

»Ich wünschte, er wäre kräftiger.« Ich erzählte ihr, daß Quincey, seit er im Alter von zwei Jahren an rheumatischem Fieber erkrankt war, schwach und kränklich ist. Ich schäme mich, es zuzugeben, doch mir kamen die Tränen. (Quincey braucht meine liebevolle Fürsorge, nicht meine Tränen – und um meiner willen mag ich nicht weinen.) Ich glaube, es war nur die Aussicht auf die morgige beschwerliche Reise, die mich so niederdrückte. Ich riß mich zusammen. »Körperlich mag er nicht der Kräftigste sein, doch kein Kind hat je einen besseren Charakter und ein freundlicheres Wesen besessen.«

»Das kann ich an seinem Gesicht ablesen. Er hat die Augen

seiner Mutter«, entgegnete Elena. »Haben Sie noch mehr Kinder?«

Schon wieder beinahe Tränen! Ich erzählte, daß seine Geburt sehr schwierig gewesen sei und die Ärzte mir erklärt hätten, daß ich höchstwahrscheinlich nie wieder schwanger werden könnte. So, da steht es, zum ersten Mal habe ich es hingeschrieben. Es war gar nicht so schwer. Elena schaute nachdenklich, beinahe merkwürdig grimmig drein, und das war für mich irgendwie angenehmer zu ertragen als Mitleid.

»Aber dann sind Sie ja frei!« flüsterte sie.

»In welcher Hinsicht?« fragte ich verwirrt. »In welcher Hinsicht könnte ›Freiheit‹ von Kindern die Erfüllung bedeuten?«

»Mein Vater erwartet von mir, daß ich Miklos heirate – das heißt den jungen Mann, den Sie im Hause meines Onkels kennengelernt haben. Eine Frau wird geboren, um ihrem Ehemann zu dienen, dann ihren Söhnen zu dienen – aber bis dahin bin ich auf der Welt, um meinem Vater zu dienen. Ich bemühe mich, doch immer will er etwas anderes! Er will mich verheiratet sehen, dennoch will er mich für sich allein. Wenn ich es wage, mit Miklos zu reden, wird er wütend, weil wir noch nicht verlobt sind! Ich weiß nicht, was ich noch tun soll, um ihn zufriedenzustellen!«

Sie klang betrübt. »Lieben Sie Miklos nicht?« fragte ich.

»Wenn Sie nichts für ihn empfinden, dürfen Sie ihn nicht heiraten.«

»Ach, ich kann ihn durchaus gut leiden«, erwiderte sie vage.

»Aber nur wie einen Freund, einen Bruder. Ich bin nicht sicher, ob ich überhaupt heiraten möchte.«

Ich war erschüttert. »Aber sicherlich wollen Sie doch einmal Kinder haben?«

»Ach, ich mag Kinder wirklich gern«, antwortete sie schnell.

»Ich hätte gern einen Sohn, aber ohne den Rest ...«

Ich lachte. »Ohne Ehemann können Sie keinen Sohn haben, meine Liebe!«

»Aber gibt es denn nichts anderes im Leben als heiraten? Nichts, was ich sonst noch tun könnte? Verzeihen Sie mir, ich drücke mich nicht sehr gut aus.«

»Doch, doch, das tun Sie, sehr gut sogar«, versicherte ich ihr. »Aber es gibt für eine Frau keine größere Erfüllung, als Mutter zu sein. Und schauen Sie nur, was für ein reiches Leben diese Bauern haben, ein ganz schlichtes Landleben. Manchmal wünschte ich, unser eigenes Leben könnte so unkompliziert sein!«

»Aber ich möchte reisen, so wie Sie das tun, Madame Harker«, sagte sie. Ihr Gesicht war ganz angespannt, und das Kaminfeuer ließ zwei goldene Diamanten in ihren Augen strahlen. »Ich bewundere Sie so. Ich wünsche mir so sehr, ich könnte eine feine englische Dame sein, so wie Sie. Wenn Sie fort sind, will ich versuchen, in allem wie Sie zu sein! Aber nur im geheimen, nur in Gedanken, sonst wird mein Vater ...«

Sie schwieg, und ihr Gesicht nahm einen ängstlichen Zug an. Ich ergriff ihre Hand. »Sie sind eine feine Dame, Elena. Sie haben all die Tugenden der Damenhaftigkeit; Anmut, Güte und Würde in allem, was Sie darstellen. Ich bin sicher, Ihr Vater kann gar nicht anders als stolz auf Sie sein.«

Beinahe zerquetschte sie mir die Hand in ihrem Griff, und ihre Tränen fielen auf unsere ineinander verschränkten Finger. »Ich möchte nach England. Ehe ich Sie traf, habe ich das nicht gewußt. Doch jetzt ist es mein glühendster Wunsch!« Die Tür ging auf, und sie setzte sich schnell zurück. Emil stand da und schaute finster auf sie herab, und in dem roten Licht des Kaminfeuers wirkte er sehr grimmig. Mir nickte er zu, doch zu Elena sagte er einige barsche Worte. Wir standen auf, und fast im Laufschrift verließ Elena das Zimmer, nachdem sie – völlig unnötigerweise – ein Wort der Entschuldigung in meine Richtung gemurmelt hatte, und ich ging hinauf, um zu Bett zu gehen.

Schluß jetzt. Der Schlaf verlangt sein Recht, und ich muß noch an Quincey schreiben, bevor ich mich neben Jonathan legen kann. Ich bin Elena so dankbar dafür, daß sie mich davon abgehalten hat, ständig an die morgige Reise zu denken!

23. Juli

Es ist vorbei. Was für ein wundersamer Tag!

Bei Morgengrauen spannten Lord Godalming und Dr. Seward die Pferde an. Eingedenk der festen Überzeugungen und des Aberglaubens unserer Gastgeber ließen wir nichts vom Ziel unserer Reise verlauten. Unter den gegebenen Umständen – oder vielleicht gerade wegen der Umstände – waren wir bester Stimmung! Unter Druck bietet der menschliche Geist stets alle Kräfte auf. Die Sonne schien sanft, und das Land wirkte so lieblich und grün mit all seinen Wäldern und Obsthainen, und man mochte kaum glauben, daß es jemals von etwas derart Bösem heimgesucht worden – oder besser gesagt, daß jemals etwas derart Böses daraus hervorgegangen war.

Doch als die Straße aus dem Tal immer weiter bergauf führte, veränderte sich die Landschaft, und wir wurden alle ganz still und schwermütig. Buchenwälder machten hochaufragenden Fichtengehölzern Platz, die die sich über die Hügel windende Straße verdüsterten. Die Felsspitzen und Gipfel der Karpaten ragten rings um uns herum in majestätischen, stets wechselnden Perspektiven in den Himmel. Wir fuhren an tiefen, engen Schluchten vorbei und an erratischem Gestein in Flüssen. Ich gestehe, es durchlief mich ein Schauer, ein Nachhall alter Ängste und neugeborener Nervosität. Jonathan hielt meine Hand ganz fest, doch sein Blick war weit in die Ferne gerichtet. Ich merke, wie er sich in jedem Stadium unserer Reise an die Gedanken und Gefühle der Vergangenheit erinnert. Lord Godalming, der wieder in die Kutsche stieg, als Dr. Seward die Zügel ergriff, sagte wie im

Selbstgespräch: »Ich frage mich, wieso wir uns das alles antun müssen.«

Sofort legte ihm Van Helsing eine Hand auf die Schulter und erwiderte: »Nur Mut, mein Freund! Diese Pilgerfahrt unternehmen wir ja gerade, weil wir uns auch von dem letzten Rest solcher Zweifel und solcher Furcht befreien wollen!«

Wir waren schon eine recht seltsame Reisegesellschaft.

Als wir den flachen Bergsattel des Passes erreichten und die Felswände uns dicht umschlossen, wurde mir mit einem Schlag bewußt, wie kühl die Luft geworden war. Wir hatten den Sommer hinter uns gelassen und bewegten uns in der erhabenen Atmosphäre der Gipfel. Obgleich die Sonne schien, hatte man den Eindruck, sowohl Luft als auch Licht seien dünn, frostig und gespenstisch. Dr. Seward lenkte den Wagen auf die verwilderte Straße, die zu Schloß Dracula führte. Er trieb die Pferde zu größerer Eile an, und auf dem steinigen Weg sprang die Kutsche auf und ab. Ich hoffte inständig, es möge uns kein Mißgeschick widerfahren, kein Pferd lahm werden und auch kein Rad sich lösen, denn ich fände es gar zu entsetzlich, hier steckenzubleiben, mochte ich auch noch so sehr glauben, der Fluch sei von uns genommen. Das Böse hinterläßt seine Spuren, so meine ich, zumindest in der Atmosphäre eines Ortes. Vielleicht als eine Mahnung, eine Warnung. Ganz aus Gewohnheit faßte ich an das kleine Kreuz, das ich immer noch trug. Und ich dankte Gott, daß ich es anfassen *konnte* und mich dabei nicht verbrannte; dankte dem Herrn, daß er diesen Fluch von mir genommen hatte.

Als sich die Straße durch die einsame Bergwelt wand, erschien sie mir noch immer genauso düster und trostlos, wie ich sie in Erinnerung hatte, eine stundenlange Fahrt in das Herz eines Ödlandes. Wir hörten Wasserfälle zwischen den Felsspitzen niederstürzen, fremdartige Vögel von windgeschüttelten Bäumen rufen. Ich glaubte, einen Wolf heulen zu

hören, obwohl es auch ein Hund auf einem einsam gelegenen Gehöft hätte sein können.

Als wir in Sichtweite des Schlosses kamen, brachte Dr. Seward die Kutsche zum Stehen, und wir stiegen alle aus, während er die Pferde ausspannte, damit sie ausruhen konnten. Dann gingen wir ein Stück zu Fuß, den Blick auf die düsteren, einsamen Zinnen geheftet, die über einem tiefen Abgrund in die Höhe ragten. Gewitterwolken sammelten sich hinter den Zinnen. Ich begann zu zittern, und mein Herz schlug heftig. Wir beide, Jonathan und ich, hielten einander fest bei der Hand. Wie bleich sein Haar vor den dunklen Felsen wirkte. Vor Entsetzen war es weiß geworden, als der Fluch des Vampirs beinahe über mich gekommen wäre, und so ist es bis heute geblieben.

Van Helsing fuhr sich mit der Hand über die hohe gewölbte Stirn. Ich wußte, daß er wieder an seine schaurige Arbeit in dem Schloß denken mußte, als er in der alten Kapelle die drei weiblichen Vampire mit einem Pfahl durchbohrt und so ihren Seelen Frieden gegeben hatte. Ich bin unendlich dankbar dafür, daß mir dieses Entsetzen erspart blieb, daß ich diesen furchtbaren Gnadenakt nicht mit ansehen mußte – doch wie leidenschaftlich fühlte ich mit ihm!

Ungefähr eine Meile von dem Schloß entfernt gelangten wir zu der Stelle, an der sowohl Dracula als auch Quincey Morris zu Tode kamen. Wir erkannten den Felsblock auf dem Steilhang über uns, wo Dr. Van Helsing und ich Schutz gesucht hatten und von dem aus wir zusahen, wie unsere Männer die Szgany genannten Zigeuner verfolgten, die das Ungeheuer in sein Schloß zurückbringen wollten. In dem wuchernden Gras zu beiden Seiten der Straße lagen einige Holzsplitter. Ich fragte mich, ob das wohl Stücke von dem Fuhrwerk oder der Kiste sein könnten ... Aber höchstwahrscheinlich waren es nur zu Boden gefallene Zweige, von den Bäumen fortgeweht und in der Winterluft verwittert.

Schweigend kletterten wir zu dem Felsblock hoch. Ich war äußerlich ruhig, doch meine Gefühle waren in Aufruhr. Auf einmal durchfuhr mich eine heftige Gemütsregung, und mir wurde ganz schwindlig. Eine große Wolke, gefüllt mit Schnee und einem merkwürdig eisigen Licht, schien um uns zu wirbeln. Durch die Wolke hindurch sah ich – in meiner Erinnerung, doch so lebhaft, daß es genausogut Wirklichkeit hätte sein können – Männer, die unter Aufbietung aller Kräfte durch den Schnee vorwärts ritten.

Ich hörte das Getöse von Hufen und Rädern. Da waren die Zigeunerbanditen, die den länglichen Wagen mit seiner schaurigen Fracht nach Schloß Dracula zurückbringen wollten. Ich zitterte in den unbarmherzigen Windstößen. Ich sah, wie der Wagen unter dem Gewicht der mit einer Schicht Erde gefüllten Kiste hin und her schlingerte und schwankte. Die Berge schienen starr und fest wie Eisen, während die Wolken um uns herum immer dichter wurden. Die ganze menschenleere Gegend war erfüllt von Wolfsgeheul. Dichte, umherwirbelnde Schneeflocken nahmen uns immer wieder die Sicht, doch durch das Schneegestöber hindurch sah ich, wie Jonathan, Dr. Seward, Lord Godalming und Mr. Morris auf ihren Pferden den Zigeunern hart auf den Fersen blieben. Der ganze Handlungsablauf schien auf kurze Augenblicke verdichtet, so intensiv wie das kalte Sonnenlicht, das schwach über den Rändern der Schneewolken hervorschimerte. Ich sah, wie sich die heftige Auseinandersetzung zwischen unseren Männern und den Szgany anbahnte, wie sich unsere Männer bemühten, zum Grafen zu gelangen, noch bevor der Sonnenuntergang ihm seine gottlosen Kräfte zurückzugeben vermochte. Die Sonne sank immer schneller wurde dabei blutrot. Die Welt um mich herum erbebe. Dann wurde der Deckel der mit einer Schicht Erde gefüllten Kiste zurückgeworfen, und ich erblickte den Grafen! Sein Gesicht war so bleich wie Wachs und wirkte wie das eines

Toten – doch seine Augen waren geöffnet und leuchteten rot! Durch den kühlen Nebel und den wirbelnden Schnee starrten sie mich direkt an. Ihr höllengleicher wilder Blick wird mich auf ewig verfolgen.

Dann gingen die großen Messer von Jonathan und Quincey Morris wie Sicheln nieder. Draculas Körper zerfiel zu Staub – doch erst nachdem ein Blick voller Frieden das böse Starren abgelöst hatte. Ich sah, wie Quinceys Blut hellrot in den Schnee rann, als er starb, und wie er dabei noch mit einem Ausdruck der Freude auf dem Gesicht auf mich deutete. Denn das Zeichen war von meiner Stirn gewichen, und der Fluch war von uns genommen.

Mit einem Erschauern erwachte ich aus dieser Vision. Von den anderen schien niemand etwas bemerkt zu haben; ich glaube, das Ganze muß wohl in ein paar Sekunden vorbeigewesen sein. Hatten auch die anderen jene Momente noch einmal durchlebt? Gefragt habe ich sie nicht danach, denn wir alle waren mit unseren Gedanken allein. Die Landschaft lag in Wirklichkeit ruhig vor uns, Schnee glitzerte nur auf den weit entfernten Gipfeln, der Himmel war von einem besonders dunklen Grau. Friedlich, doch auf eine brütende, abwartende Art und Weise.

Plötzlich teilten sich die Wolken, und die Sonnenstrahlen bildeten goldene Schleier. Wir alle blickten auf, und Jonathan sagte: »Seht nur!«

Schloß Dracula thronte auf einem hochaufragenden Felsstumpf mit dem Himmel als alleinigem Hintergrund; der Felsen schien keinerlei Verbindung zum Boden oder zum Wald zu haben. Ich kannte diese verkrümmten Zinnen, diese düsteren Steine. Doch während der Himmel dahinter schwarz war, erstrahlte das Schloß selbst in den Sonnenstrahlen, als habe es sich in reine, gehämmerte Bronze verwandelt!

Dr. Van Helsing lachte und schlug Jonathan auf die Schulter. »Wie ich es erwartet hatte!« rief er. »Der Fluch ist ver-

schwunden. Wir haben ihn mit Gottes Hilfe von diesem Ort genommen, und er ist nicht wieder zurückgekehrt! Dem Herrn sei Dank!«

Er übernahm die Führung bei unserem kleinen Ritual; Kirchenlieder, Gebete und das Versprengen von Weihwasser. Dann traten wir unseren Rückweg an.

Ich kann nicht mehr weiterschreiben. Ich bin erschöpft, und Jonathan schläft bereits. Unsere Gefühle sind viel zu konfus und zu lebhaft, um sie zu Papier zu bringen. Ganz gewiß muß man ihnen nicht weiter Ausdruck verleihen. Es sei höchstens noch gesagt, daß unser vorherrschendes Gefühl das der Dankbarkeit ist, und nicht das des Stolzes. Wir empfinden keinen prahlerischen Hochmut angesichts der Tatsache, daß wir das Instrument für Draculas Niedergang waren. Wir haben getan, was wir tun mußten, das ist alles – um der armen geliebten Lucy willen und für all die anderen unschuldigen Opfer, die es sonst noch gegeben hätte. Wir haben getan, was wir tun mußten.

25. Juli, abends

Im Zug, auf dem Rückweg nach Budapest; jetzt fühlen wir uns wie wirkliche Urlauber, sorglos und froh! Am Ende tat es mir dann doch leid, Transsylvanien zu verlassen. Nachdem die Geister dort Frieden gefunden haben, schien das Land in außerordentlicher Schönheit zu erblühen, und beladen mit Geschenken von den Bauersleuten sind wir fortgegangen. Solch gute, großzügige Menschen!

Am vergangenen Abend und heute vormittag hat sich Elena wieder mit mir unterhalten, als wir einen letzten Spaziergang über den Bauernhof machten. Sie war nervös, weil sie fürchtete, ihr Vater könne sie mit mir sehen. Er ist ein schroffer, launischer Mann, und ich kann es Elena kaum verübeln, wenn sie sich bemüht, ihn bei guter Stimmung zu halten.

Noch einmal erklärte sie mir, es sei ihr sehnlichster Wunsch,

zu reisen und sich weiterzubilden. Arme Kleine, ich wünschte, es gäbe eine Möglichkeit für mich, ihr zu helfen! Bei näherer Überlegung erscheint es wahrhaft als Verschwendung, wenn ein so wacher Geist zu einem Leben verurteilt ist, das das Mädchen selbst nicht will. Ist es wirklich eine Sünde, mit seinem Schicksal zu hadern? Diese Frage habe ich ihr allerdings nicht gestellt, denn sie sollte spüren, daß ich mit ihr fühlte, und nicht denken, daß ich sie verdammt.

Um sie aufzuheitern, sagte ich: »Wenigstens dürfen Sie den ganzen Sommer an diesem schönen Fleckchen Erde verbringen, und somit haben Sie auch genügend Zeit, um zu einem Entschluß zu kommen, was Miklos betrifft. Es würde mir solche Freude machen zu malen! Es muß doch sehr befriedigend für Sie sein, diese Kunst ausüben zu können und so auch eine Gemeinsamkeit mit Ihrem Vater zu haben.«

Sie senkte den Kopf. »Ach, Madame Harker, ich male ja gar nicht.«

»Aber ich dachte ...«

»Mein Vater ist der Künstler«, fuhr sie mit einer merkwürdigen Mischung aus Demut und Bitterkeit fort. »Ich trage seine Farben und seine Pinsel und seine Staffelei, ich suche den bequemsten Platz für ihn zum Sitzen, ich versorge ihn mit Erfrischungen und mit Lob – doch malen tue ich nicht! Er würde mir niemals gestatten, daß ich sein Talent nachäffe. Das würde er auf keinen Fall dulden!«

Ogleich ich keine Befürworterin der »Neuen Frau« bin, konnte ich dieses Gefühl der Ungerechtigkeit, das sie verspürte, gut nachempfinden. »Das quält Sie sehr, nicht wahr? Das ist aber auch wirklich zu dumm! Am Zeichnen und am Aquarellieren ist doch nun tatsächlich nichts Unweibliches. Möchten Sie, daß ich einmal mit Ihrem Vater spreche?«

»Nein!« rief sie und sah ganz entsetzt aus. »Nein, Madame Harker, das ist sehr lieb von Ihnen, aber bitte tun Sie es nicht. Er würde lächeln und nicken bei allem, was Sie vorschlagen,

aber wenn Sie dann fort sind, wäre er furchtbar wütend auf mich! Und es geht mir ja auch gar nicht um das Malen. Es geht mir um ... wie sagt man doch? Das Prinzip. Reisen, schreiben, frei sein – das ist es, wonach ich mich sehne. Aber all das ist unmöglich!«

Als ich schrieb, es fehle Elena allenfalls ein wenig an Elan, habe ich mich gründlich geirrt. Sie kommt mir vor wie ein Geschöpf mit leidenschaftlichen Idealen, die an einem seltsamen, dunklen Weinstock herangereift sind.

»Nun, wenigstens kann ich etwas tun, um Ihnen das Schreiben zu ermöglichen«, sagte ich.

Als wir wieder im Bauernhaus waren, gab ich ihr mein englisch-ungarisches Wörterbuch, einen ganz neuen Notizblock, Federn und Tinte. Das war alles, was ich ihr geben konnte. Elena war so überwältigt, daß ich schon dachte, sie würde niederknien und mir die Füße küssen! »Oh, Madame Harker!« sagte sie, und Tränen rollten ihr die Wangen mit den Grübchen herunter. »Ich werde Tagebuch führen und Ihnen so ...«, schnell blätterte sie in dem Wörterbuch, »und Ihnen so nacheifern!«

Ich bin froh, daß ich ihr eine solche Freude bereiten können, und das mit einer solch bescheidenen Geste. Doch denke ich an sie mit einem unguuten Gefühl. War da wirklich weiter nichts, was ich für sie hätte tun können? Ich glaube nicht. Sie war so ungewöhnlich und so reizend, daß ich sie einfach nicht vergessen kann. Ich habe gute Freunde, doch niemand steht mir so nah wie einst die liebe Lucy ... und nie werde ich eine Tochter haben. Aber mit einem solch guten Ehemann und mit solch einem Sohn sollte ich mit meinem Schicksal mehr als nur zufrieden sein.

30. Juli, Exeter

Endlich zu Hause – und muß feststellen, daß Quincey eine Bronchitis gehabt hat! Das Schlimmste hat er überstanden,

aber er ist immer noch sehr blaß, und sein Atem geht keuchend. Alice Seward – Dr. Seward hätte keine freundlichere, vernünftiger Frau heiraten können – hat sich in bewundernswerter Weise um ihn gekümmert, und dennoch war ich sehr besorgt und dachte, daß sie mich ruhig hätte bitten sollen, nach Hause zu kommen. Jonathan wies mich darauf hin, daß wir, selbst wenn sie das getan hätte, kaum schneller hätten zu Hause sein können, als wir es schließlich waren.

Ich wünschte, ich wäre keine so ängstliche Mutter – doch da ich es nun einmal bin, soll außer mir nur mein Tagebuch davon erfahren, und ich will weder Quincey noch Jonathan damit belästigen! Sowohl Dr. Seward als auch Dr. Van Helsing haben den Jungen untersucht, und beide sagen, er werde wieder ganz gesund und ich solle mich nicht beunruhigen. Tatsächlich hatte er sich schon so weit erholt, daß Dr. Van Helsing ihn auf seinen Knien schaukeln konnte!

Wir holten all die alten Unterlagen, Tagebücher und Zeitungsausschnitte hervor, die wir gesammelt hatten, um unsere Begegnung mit Dracula zu dokumentieren. So weit weg, wie ein Traum, und doch schmerzlich frisch, als sei das alles erst gestern geschehen! Es hat uns allen gutgetan, noch einmal darüber zu reden. Jonathan sagt, er wird eine Notiz hinzufügen bezüglich unserer letzten Pilgerfahrt (wie Dr. Van Helsing unsere Reise beharrlich nennt), um die Aufzeichnungen zu einem Abschluß zu bringen. Dann werden wir das Gefühl haben, die Sache sei nun endgültig erledigt.

Anschließend machte Van Helsing uns ein Geständnis. »Als wir in Budapest waren, habe ich meinem guten Freund André Kovacs alles über unsere Erlebnisse erzählt. Wir haben bis spät in die Nacht hinein geredet. Ich mußte einfach mit jemandem darüber sprechen, und ich wußte, er würde – im Gegensatz zu den skeptischen Narren, die sich ›Wissenschaftler‹ nennen – jede Einzelheit unserer Geschichte glauben. Verzeihen Sie mir meine Indiskretion, aber die Ver-

schmelzung von Geschichte und Volkskunde ist auch sein Interessengebiet. Er war beunruhigt und fasziniert zugleich; auch ihm sind in den vergangenen Jahren viele Gerüchte zu Ohren gekommen, die ihren Ursprung in den Karpaten und auf Schloß Dracula haben. Ein Ort, über den kein Sterblicher die Wahrheit weiß, weil kein Sterblicher wagt, dorthin zu gehen! Aber zu hören, daß die Gerüchte der Wahrheit entsprechen und nicht bäuerlicher Einbildung entspringen – das zu erfahren hat ihn sehr beglückt und sein Interesse auf das höchste erregt!«

»Tja, ich bin froh, daß wenigstens einer seine Freude an der Sache hat«, sagte Jonathan trocken.

In ein paar Tagen werden unsere Gäste abreisen – die Swards nach London, Dr. Van Helsing nach Amsterdam – und Jonathan und ich werden zu unserem glücklichen und beschaulichen Leben zurückkehren. Jonathan wird wieder arbeiten, und ich werde Zeit und Gelegenheit haben, mich um unseren Jungen zu kümmern. Ich werde mich von seinen Fortschritten beim Lesen überzeugen, indem ich ihm die Briefe, die ich ihm geschickt habe, laut vorlesen lasse, und dann werde ich ihm alles über unsere Reise erzählen.

Nun ja, nicht wirklich *alles*. Eines Tages, wenn er alt genug ist, um alles zu verstehen, werde ich ihm die Wahrheit sagen – aber jetzt noch nicht. Und mit Gottes Hilfe wird er dieses Alter auch erreichen.

JONATHAN HARKERS TAGEBUCH

10. August

Nach unserer Rückkehr aus Transsylvanien in der vergangenen Woche habe ich eine Notiz geschrieben, um unsere Sammlung von Unterlagen, aus denen sich unser Bericht über Dracula zusammensetzt, zum Abschluß zu bringen. Ich

war guter Dinge, während ich meine Bemerkungen niederschrieb. Ich hatte das Gefühl, daß dies das Ende jener Zeit und einen neuen, sauberen Anfang markierte.

Doch nun, da unsere Freunde fort sind und Ruhe in das Haus eingekehrt ist, spüre ich, daß mich eine merkwürdige geistige Trägheit beschleicht. Ich versuche, nicht mehr an die Vision zu denken, die mich auf dem eisigen Hügel ganz nah bei Schloß Dracula heimsuchte, doch diese Bilder wollen nicht mehr von mir weichen.

Mir war, als beobachtete uns eine riesige Gestalt; ein massiver schwarzer Schatten, der schon allein beim Beobachten eine solch intensive, brütende Bösartigkeit verströmte, daß es mir den Atem und auch den Verstand raubte! Wohin ich auch schaute, stets blieb er hinter mir oder mir zur Seite – doch wenn ich mich umdrehte, war nie etwas zu sehen.

Den anderen will ich davon nichts erzählen. Sie alle waren zufrieden, weil die Reise ihren Zweck erfüllt hatte. Doch ich kann mich nicht von dem ständig an mir nagenden Verdacht befreien, der wie die schrecklichste, heimtückischste aller Ängste ist, dem Verdacht, daß es ein entsetzlicher Fehler war, wieder an diesen Ort zu fahren. Daß es das Schlimmste war, was wir überhaupt nur hatten tun können.

ZWEITES KAPITEL

BRIEF VON PROFESSOR KOVACS
AN ABRAHAM VAN HELSING

Budapest, 4. August

Mein lieber Abraham,

es war so schön, Dich wieder einmal bei mir zu haben. Seit Deinem Besuch und unserer Unterhaltung damals habe ich an nichts anderes mehr gedacht als an die Dinge, über die wir gesprochen haben – das heißt, Deine merkwürdige und abenteuerliche Geschichte mit dem Grafen Dracula!

Mein Leben lang habe ich mich intensiv auseinandergesetzt mit Geschichten aus dem »Hufeisen« der Karpaten, jenem Mahlstrom aus Mythos und Aberglaube, Erzählungen von Werwölfen, Vampiren und ähnlichem. Mit eigenen Augen habe ich in einem transsylvanischen Dorf gesehen, wie die Bauern den Deckel von einem Sarg rissen, der vor über einem Jahr schon in die Erde gesenkt worden war, und sie den darin befindlichen Leichnam mit einem Pfahl durchbohrten – den Leichnam eines Menschen, der noch genauso frisch aussah wie im Leben und der schrie, als man ihn durchbohrte, und Ströme hellroten Blutes vergoß! Lange Zeit habe ich ganz vernünftig versucht, mir das alles als ein Phänomen mit natürlichen Ursachen zu erklären; ungewöhnliche Bodenbeschaffenheit, die den Leichnam konservierte, oder entweichendes Gas; das Blut womöglich bloß eine merkwürdige Illusion, die mir mein Hirn vorgaukelte, das nur sah, was es zu sehen fürchtete usw. – Doch jetzt, da Du, ein genauso un-

gläubiger Wissenschaftler wie ich, herausgefunden hast, daß diese Dinge durchaus nicht einer Grundlage entbehren, ist es mir nun endlich nach all diesen Jahren möglich, meinen Zynismus abzulegen. Stell Dir nur einmal vor, daß solche Dinge – durch, wie Du selber sagst, irgendeine abenteuerliche Kombination natürlicher, übernatürlicher und teuflischer Kräfte – wirklich existieren! Und tatsächlich hast Du das alles ja mit Deinen Freunden aus nächster Nähe erlebt. Schon vor langer Zeit waren mir Gerüchte zu Ohren gekommen über ein Schloß und über die dortige Adelsfamilie, die ausgestorben, aber vielleicht doch nicht so ganz *gestorben* war. Und nun sagst Du, daß diese Gerüchte nichts anderes als die Wahrheit wiedergegeben haben, in Getuschel und Geflüster gekleidet, weil niemand wagte, sie laut auszusprechen. Ich bin übergelukkig, daß der Fluch von dem Ort genommen wurde. Und dennoch ...

Ich schreibe Dir, um Dir mitzuteilen, daß Dein Besuch mich zu einem ganz bestimmten Vorhaben inspiriert hat. Den faszinierendsten Aspekt der Dinge, über die wir gesprochen haben, hast Du nur ganz beiläufig betrachtet, und doch glaube ich, daß diesem Aspekt eine Schlüsselposition zukommt. Ich meine einen anderen Ort der Mythen und der Gerüchte, der nichtsdestotrotz meine Phantasie beschäftigt hat. Während meiner vierzigjährigen Studien, Freund Abraham, bin ich mehrfach auf den Namen dieses Ortes gestoßen, und ihn jetzt wieder in Zusammenhang mit Dracula zu hören, hat meine Neugier beflügelt. Die Rede ist natürlich von der Schule der Scholomanten.

Laß mich kurz zusammenfassen, was wir über die Schule der Scholomanten wissen. Es war erstens eine »Schule« oder Akademie, die angeblich von dem Teufel selbst geleitet wurde. Dort lehrte er *höchstpersönlich* die Künste der Magie, die Geheimnisse der Natur und die Sprache der Tiere. Zweitens, so heißt es, nahm er immer nur jeweils zehn Schüler auf.

Am Ende des Lehrgangs wurden neun Schüler entlassen, um ihre dunklen Künste in der Welt zu erproben, während der zehnte vom Teufel als Gegenleistung dortbehalten wurde. Drittens haben, so erzählt man sich jedenfalls, einige Mitglieder der berühmten Familie Dracula diese Schule besucht und sind dort von dem Bösen in den Mächten des Okkulten unterwiesen worden. Viertens hat möglicherweise Graf Dracula selbst seine dunklen Künste dort erlernt. Und schließlich wissen wir noch, daß sich die Schule der Scholomanten irgendwo oberhalb von Hermannstadt befunden haben soll, in dem Teil der Karpaten, der Transsylvanien von der Walachei trennt.

Welcher Kern Wahrheit in diesem Mythos liegt, das will ich herausfinden.

Die erste Expedition wird nach meiner Schätzung einen Monat dauern; zwei Wochen, um das Gebirge zu erforschen, ein paar Tage vorweg und hintendran für Hin- und Rückreise, für Vorbereitungen und zum Ausruhen. Miklos – mein Student und mein lieber Freund, mir fast so nah wie der Sohn, den ich nie haben werde – wird mich begleiten. Sollten wir etwas von Bedeutung finden, können wir anschließend eine gründlichere Expedition in Angriff nehmen. Lange bevor mein Bruder und meine Nichte aus Transsylvanien zurückkehren, werde ich bereits wieder zu Hause sein, es besteht also keine Notwendigkeit, sie von meinen Plänen in Kenntnis zu setzen.

Ich habe vor, ausgiebig und in englischer Sprache zu Deinem Nutzen Tagebuch zu führen, damit Du, wenn wir uns wieder treffen, meine Abenteuer unverzüglich nachlesen kannst – wenn ich denn überhaupt etwas zu berichten habe. Wünsch mir Glück!

Dein Freund
André Kovacs

P.S.

Miklos möchte Elena heiraten, aber das wird nur »über meine Leiche« geschehen, wie man in Deiner Sprache sagt. Sie will ihn nicht wirklich; mal ist sie heißblütig, mal kalt, wie es gerade der Laune meines Bruders entspricht, dabei wünscht *er* sich, ein Wunder möge geschehen, so daß sie ihm ohne das Zutun eines Ehemannes Enkelsöhne schenken könnte! Ich muß meinen teuren Miklos vor ihren MACHENSCHAFTEN schützen. Wenn er zwischen die beiden geriete, würden sie ihn zermalmen.

A. K.

ELENA KOVACS' TAGEBUCH

22. Juli

Nach dem Muster unseres reizenden englischen Gastes Madame Harker will ich von nun an Tagebuch führen. Sie gab mir Buch, Federn und Tinte. Ich werde ganz klein schreiben, so daß Papier und Tinte lange reichen – von Vater könnte ich kein Papier bekommen, ohne erklären zu müssen, wofür ich es brauche. Und ich werde mich in meinem dürftigen Englisch üben, um es zu verbessern – und damit mein Vater es weniger leicht versteht, sollte er mein Tagebuch je finden.

Ich wünschte, ich müßte nicht heimlich schreiben, aber es geht nicht anders. Vater darf dieses kostbare Buch nie zu sehen bekommen. Ich weiß, es würde ihn wütend machen. Was aber könnte ich schon niederschreiben, das vor ihm verborgen werden müßte? Einfach nur die Gedanken, die mir durch den Kopf gehen, denn ich soll keine eigenen Gedanken haben. Heimlichtuerei ist eine Sünde, aber dabei will ich jetzt nicht verweilen, sonst bringe ich nie ein Wort zu Papier.

Im Erdgeschoß habe ich ein kleines Zimmer für mich allein, das auf den rückwärtigen Teil des Bauernhofes geht. Ich sehe

den Brunnen, die eine Seite der großen Scheune und die Obstgärten, und ich sehe Schweine und Federvieh herumlaufen. Hinter den Obstbäumen erhebt sich die bewaldete Hügelkette wie eine große neblige Wand. Bei ihrem Anblick fühle ich mich ganz einsam; ich stelle mir vor, wie ich aus dem Fenster springe, davonlaufe und mich auf jener Hügelkette verirre.

Die Bauerstöchter sind mir lieb und teuer wie Schwestern, doch ich bin froh, daß ich mir nicht mit ihnen ein Zimmer teilen muß, denn dann hätte ich nicht einen einzigen Augenblick für mich allein. Es sind liebe Mädchen, aber so schlicht, sie haben nichts anderes im Sinn, als Schäfer zu heiraten und noch mehr kleine Schäfer in die Welt zu setzen. Wir haben keinerlei Gemeinsamkeiten. Sie würden mich niemals verstehen – und wie könnten sie auch, wo ich mich doch nicht einmal selber verstehe?

Jedenfalls weiß ich jetzt gar nicht, was ich schreiben soll. Ich habe schon soviel Zeit auf diesem Bauernhof verbracht, daß das alles hier für mich nicht mehr neu ist. Soll ich über die Truthähne und Gänse schreiben, das tägliche Kommen und Gehen von Bauern, die vielen Stunden, die ich damit zugebracht habe, Vater zu Füßen zu sitzen, während er auf den Hängen irgendeiner Weide malte? Nun ja, immerhin könnte ich über den Besuch unserer englischen Gäste schreiben.

Ich verspüre eine merkwürdige Sehnsucht. Madame Harker hat sie nicht verursacht, aber sie hat sie entfacht. Hätte sie uns nicht besucht, hätte sie nicht auf so freundliche Weise Interesse an mir gezeigt, dann hätte sich dieser Schmerz in meiner Brust sicherlich nicht so heftig gerührt! Die Seele Englands hat sie mit sich gebracht, mit ihren wunderschönen dunklen Kleidern und ihren feinen Manieren und ihrem zarten Teint. Was für eine Aufregung sie in mein Leben gebracht hat, wird sie nie erfahren ... doch nun, da sie fort ist, wie klein erscheint mir da meine Welt. Nicht die äußere Welt, sondern

die Welt mit meinem Vater. Ich sehe ja, wie riesig und herrlich die Welt ist, aber er steckt mich in ein gläsernes Gehäuse. Weshalb verspüre ich nur diesen Drang, ihm zu trotzen? Bin ich etwa ein Wechselbalg? Wenn ich die pflichtbewußte Tochter wäre, die er sich so gewünscht hat, dann würde ich mich nicht so ängstlich fühlen – und nicht so gefangen!

Gott möge mir diese Empfindungen vergeben! Da, bitte, deshalb muß ich diese Worte vor meinem Vater verbergen. Ich erwarte so viel vom Leben, und hier scheint es so wenig zu geben!

Ich wünschte, ich wüßte, was das Ziel ihrer geheimnisvollen Kutschfahrt gewesen ist. All unsere Gäste waren danach ganz verändert, am meisten ist mir das aber bei Madame Harker aufgefallen. Bevor sie zum Borgopaß aufbrach, war sie besorgt, so als hätten sie alle ein düsteres Geheimnis mit in ihren »Urlaub« genommen. Womöglich gehe ich in meiner Phantasie zu weit. Aber als sie zurückkamen, waren sie ganz anders, ständig lachten sie und waren leichten Herzens, so als hätten sie etwas herausgefunden, das ihnen Freude machte. Ich will nicht sagen, daß sie (das muß ich im Wörterbuch nachschlagen) ausgelassen und albern gewesen sind. Madame Harker könnte niemals albern und kindisch sein, wie mein Vater dies von ausländischen Frauen behauptet. Sie war heiter, strahlend und glücklicher als vor ihrer Abfahrt. Vielleicht aber ja nur, weil sie wieder zu ihrem Sohn nach Hause fuhr.

Die Veränderung in ihrer Stimmungslage rief ein merkwürdiges Gefühl in mir hervor. Plötzlich war ich ... ängstlich. Weshalb? Bis zu diesem Augenblick, da ich es niederschreibe, war mir das gar nicht bewußt. Ach, jetzt ängstige ich mich schon ohne jeden Grund. Wie ich diesen Aberglauben hier in diesem Land doch verabscheue! Und ich verabscheue ihn um so mehr, als ich mich selbst nicht ganz davon freimachen kann. Er geht einem ins Blut und nimmt dann ganz

reale Form an. Ich wünschte, ich wäre wie Madame Harker, aufgewachsen in einem Land, in dem niemand daran glaubt, daß sich Menschen in Wölfe verwandeln können oder Tote – nein, Schluß damit. Ich wünschte, ich lebte in einem Land der Vernunft!

Als Madame Harker bei uns eintraf, war tief in ihr ein Schatten von Traurigkeit. Doch als sie und ihre Begleiter von ihrem nicht erklärten Ausflug zurückkehrten, hatte sich der Schatten verändert. Er war immer noch da, doch außerhalb von ihr, so daß sie sich seiner nicht länger bewußt war. Und statt dessen fiel dieser Schatten über mich. Mit »Schatten« meine ich ein Gefühl, eine Stimmung ... ein Hauch von Schmerz, Angst und Aufregung, alles in einem, doch wenn ich versuche, seiner habhaft zu werden, zerrinnt er mir zwischen den Fingern. Und dann vergesse ich ihn, und irgendwann taucht er wieder auf. Wie etwas, das mich beobachtet. Wenn ich daran denke, durchläuft mich ein Frösteln, ich brauche meinen Schal. Dieses Tagebuch habe ich nicht begonnen, um mich zu ängstigen ... oder war die Angst die ganze Zeit schon in mir, und das Schreiben bringt sie nur heraus? So, da habe ich nun etwas gelernt, doch es ist nicht das, was ich zu erfahren suchte.

Vater ruft mich. Nun muß ich dich verstecken, mein kostbares Buch!

30. Juli

Ich habe über meine Mutter nachgedacht. Ich kann mich kaum noch an sie erinnern. Sie ist am Fieber gestorben, als ich noch sehr klein war, sagt mein Vater. Heute vormittag habe ich mir die Bauersfrau angesehen, ihre vom endlosen Waschen, Kochen, Nähen, Ziegenmelken rötlich rauhen Hände, ihr vom Wetter rotbraunes Gesicht, und ganz genauso sehen auch die Töchter aus, und ich habe mich gefragt, ob meine Mutter wohl auch so gewesen ist! Oder war sie so

elegant wie Madame Mina, intelligent und kultiviert, mit weißen Händen und wunderschönen Kleidern? Mein Vater kann es nicht leiden, wenn ich Fragen stelle. Ich könnte Onkel André fragen, wenn wir wieder zurück sind.

Vater hat die Bauern bei der Arbeit auf den Feldern gezeichnet. Die Weiden sind saftig, doch das Leben hier ist hart, vor allem im Winter. An den Bergen finden die Bauern keinen Gefallen, sie wissen nur, daß Wölfe von den Anhöhen herunterkommen und Schafe töten können. Mein Vater beschäftigt sich intensiv mit dieser Vorstellung – dem Kampf zwischen Mensch und Natur – und beachtet mich gar nicht, was mir Zeit zum Nachdenken läßt. Soll ich Gedichte schreiben? Ich könnte eine große und berühmte ungarische Dichterin werden!

Vergangene Nacht hatte ich einen Traum. Er hängt mir immer noch nach, wie eine merkwürdige Lufthülle, die einen silbrigen Nebel über alles legt. Ich will versuchen, mich zu erinnern ... Ich bin an einem dunklen Ort, das einzige, was ich sehe, ist ein dichter weißer Nebel ganz nah über dem Boden. Über allem liegt eisige Kälte und ein Geruch nach feuchtem Stein. Durch diesen Nebel scheint ein Licht, das nach oben hin strahlt, und in diesem Strahl hebt sich eine hochgewachsene, schlanke, dunkle Gestalt ab. Die Gestalt ist ganz in Schwarz gekleidet, hat aber kein Gesicht. Sie ist in ein schwarzes Leichentuch gehüllt. Diese Gestalt tut nichts, sie ist einfach nur da. Und ich bin starr vor Entsetzen.

Ich kann gar nicht sagen, was mich so beunruhigt. *Einfach nur das Wissen, daß solch ein Geschöpf existiert.*

Und wieder bekomme ich schreckliche Angst, wenn ich nur daran denke! Ich konnte nicht aufwachen, ich rang nach Atem. Ich dachte daran, laut aufzuschreien und jemanden zu wecken, aber ich brachte keinen Laut heraus. Endlich wachte ich auf, ganz abrupt, und dennoch unter großer Anstrengung, und stellte fest, daß ich aufrecht im Bett saß. Ich ver-